

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ernst-Wilhelm Händler
Versuch über den Roman als Erkenntnisinstrument

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorbemerkungen 5

- 1 Sprache 13
- 2 Evolution 27
- 3 Leser 38
- 4 Der morphologische Raum der Literatur 51
- 5 Gefühle 58
- 6 Wissenschaft und Literatur 66
- 7 Ontologie im Roman 79
- 8 Ontologie des Romans: Täuschungen 86
- 9 Die elementare Funktion des Romans 89
- 10 Realismus. Weisen der Unvollständigkeit 94
- 11 Wer spricht? 108
- 12 Redundanzen 114
- 13 Anstatt Ontologie: Morphismen 127
- 14 Wahrnehmung 136
- 15 Die Schnittstelle zwischen dem Einzelnen
und der Gesellschaft 147
- 16 Die Schnittstelle zwischen Innenwelt
und Außenwelt 155
- 17 Apropos Innenwelt 162

18	Die Lebenssituation	167
19	Selbstbeobachtung	178
20	Muster	187
21	Bewusstsein	194
22	Erinnerung	209
23	Das autobiographische Selbst	216
24	Bewusstsein und Symbole	227
25	Bewusstsein und der Roman	239
26	Geschichtlichkeit	253
27	Fortschritt	261
28	Jenseits des Fortschritts	271
	Nützliche nichtliterarische Literatur	281

Vorbemerkungen

Literatur generiert Erkenntnis, die Wissenschaft nicht produzieren kann. Die Erkenntnisse, die Prosa und Dichtung ermöglichen, sind für die menschliche Existenz nicht weniger wichtig als diejenigen, die von den Wissenschaften geliefert werden. Hier wird der grundsätzliche Versuch unternommen, den Roman als Erkenntnisinstrument zu positionieren. Es geht nicht darum, wie ein Roman gemacht wird oder gemacht werden soll, und auch nicht um die Geschichte und Entwicklung des Romans. Dies ist weder eine Eigenpoetik noch eine literaturwissenschaftliche Untersuchung. Es wird auch keine Typologie vorgeschlagen.

Die Naturwissenschaften sind in bestimmten Bereichen so erfolgreich, weil man dort in der Lage ist, Einflussfaktoren zu isolieren und zu standardisieren. Für die isolierten Größen können dann möglicherweise Gesetzmäßigkeiten formuliert werden. Den Inhalten des Einzelbewusstseins und den gesellschaftlichen Ideen ist dagegen gemeinsam: Sie sind jeweils untereinander nicht strikt abgrenzbar. Niemand kann verlässlich

angeben, ob sich zwei Personen denselben Gegenstand vorstellen, ob sie das gleiche Gefühl haben. Verwandtes gilt für die in der Gesellschaft kursierenden Ideen. Der Fall, dass sich alle darüber einig sind, wo genau sich etwa zwei philosophische Begriffe überschneiden und wo nicht, stellt die seltene Ausnahme dar.

Die Agenten der Erkenntnis sind der Einzelne und die Gesellschaft. Die Gesellschaft ist ohne Einzelne nicht denkbar, aber sie besteht nicht notwendigerweise aus Einzelnen. Weiter muss der Status der Gesellschaft und derjenige des Einzelnen für den gegenwärtigen Zweck nicht geklärt werden. In jedem Fall werden der Einzelne und die Gesellschaft als gleichgeordnete Entitäten behandelt.

Für den und im Roman spielen Bewusstseinsinhalte Einzelner einerseits und andererseits Ideen, die in der Gesellschaft kursieren, eine herausragende Rolle. Kognitionen und Gefühle bilden den Inhalt des Einzelbewusstseins. Die meisten Bewusstseinsinhalte haben sowohl einen kognitiven als auch einen Gefühlsanteil, sie lassen sich in einem Kontinuum mit den Endpunkten Gefühl und Kognition verorten.

Der Einzelne wie auch die Gesellschaft ist darauf angewiesen, irgendeine Form von Ordnung in die Bewusstseinsinhalte beziehungsweise die gesellschaftlichen Ideen zu bringen und deren Wandel zu managen. Weil es nicht möglich ist, Bewusstseinsinhalte und ge-

sellschaftliche Ideen hinreichend zu isolieren und zu standardisieren, kann dies auf keinen Fall nach dem Vorbild der klassischen Naturwissenschaft geschehen. Die Kommunikation zwischen den Einzelnen und in der Gesellschaft muss nach naturwissenschaftlichen Maßstäben immer in hohem Maß unscharf sein. Der Ansatzpunkt der Literatur für die Ordnung von Bewusstseinsinhalten und gesellschaftlichen Ideen ist die Lebenssituation des Einzelnen. Die innere Lebenssituation umfasst den biologischen Zustand des Einzelnen und die jeweils damit verbundenen Gefühle und Kognitionen. Die äußere Lebenssituation ist ein Ausschnitt aus der gemeinsamen Wirklichkeit, welche die Mitglieder einer Gesellschaft durch ihre aufeinander bezogenen Handlungen erzeugen. Der Roman nimmt immer die Lebenssituation des Einzelnen als Ausgangspunkt. Er verbindet die innere mit der äußeren Lebenssituation. Auf diese Weise bildet er eine wichtige Schnittstelle zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft: Wie keine andere Form bezieht sich der Roman auf die Lebenssituation des Einzelnen und auf die Situation der Gesellschaft, indem er beide in ihr Recht setzt.

Der Unterschied zwischen dem Roman und wissenschaftlichen Darstellungen liegt nicht etwa darin, dass der Roman etwas erfinden würde, was es nicht gibt, wogegen wissenschaftliche Theorien lediglich anführen, was es gibt oder geben wird. Nicht nur konkurrierende wissenschaftliche Theorien widersprechen sich oft genug in ihren Grundannahmen, so dass nach der einen

Theorie genau das existiert, was es nach der anderen Theorie nicht geben darf. Der Unterschied hat auch nichts mit dem Gegenstandsbereich zu tun. Alles, womit sich Wissenschaft beschäftigt, kann im Roman vorkommen. Der entscheidende Unterschied liegt in der Art der Verknüpfung, genau: im Gefühl. Gefühle sind Gegenstand von Wissenschaft, aber sie sind weder Methode noch Kriterium für die Auswahl von Untersuchungsgegenständen und für die Verknüpfung von wissenschaftlichen Inhalten. Ganz anders der Roman, der immer von einer Lebenssituation ausgeht: Gefühle kommen im Roman nicht nur vor, sie organisieren den Roman.

Diese Betrachtung steht unter dem Leitgedanken: Ein Roman ist ein Transportmittel für Handlungsmöglichkeiten. Sprechen und Schreiben heißt handeln. Sprache ist keine mehr oder weniger gelungene Verknüpfung von Namen. Einen Gegenstand mit einem Namen zu belegen, einen Namen anzuführen, das sind nur zwei spezifische sprachliche Handlungsmöglichkeiten. Die Sprache, insbesondere die der Literatur, birgt so unendlich viel mehr Handlungsmöglichkeiten, als nur jeweils ein bestimmtes Wort mit einem bestimmten Gegenstand zu verbinden.

Der Roman ist die umfassendste Literaturgattung. Ein Roman kann eine Novelle, ein Gedicht oder eine dramatische Szene enthalten. Eine Novelle, ein Gedicht, ein Theaterstück kann keinen Roman enthalten. Vieles, was über den Roman zu sagen ist, gilt deshalb für die

Literatur insgesamt. Es geht hier auch nicht darum, den Roman von dem, was nicht Roman ist, abzugrenzen, die spezifischen Unterschiede zwischen dem Roman und anderen literarischen Gattungen herauszuarbeiten. Wer Ort und Funktion des Romans bestimmt, positioniert immer auch die Literatur als Ganzes.

Einen stringenten Zusammenhang zwischen dem Roman und dem Einzelnen einerseits und zwischen dem Roman und der Gesellschaft andererseits herzustellen bedeutet automatisch, die Gesellschaft und den Einzelnen zu konstruieren. Wobei die Konstruktion natürlich mit erheblichen Freiheitsgraden erfolgt. In diesem Sinn ist die nachstehende Betrachtung auch eine Kulturtheorie, in der besonderen Ausprägung einer literarisch verfassten Kulturtheorie.

1. Sprache

Die engere Umwelt des Romans ist die Sprache, in der er geschrieben ist. Die Sprache, die der Einzelne spricht, beeinflusst seine kognitiven Operationen genauso wie seine emotionalen Reaktionen. Gesellschaft in einem anspruchsvollen Sinn ist ohne Sprache nicht denkbar. Es ist nicht möglich, den räumlichen und zeitlichen Zusammenhang der Gesellschaft ohne Sprache zu begründen.

Die modernen Neurowissenschaften legen nahe, dass es im menschlichen Körper für die kognitiven und die Gefühlsprozesse verschiedene Schaltkreise gibt. Der Begriff Schaltkreis dient dabei lediglich als unzureichende Metapher für das im Kern ungeklärte Verhältnis zwischen der biologischen Hardware und dem, was sie beobachtbar leistet. Das Wissen über das Zusammenspiel der kognitiven und emotionalen Schaltkreise ist spärlich, Vermutungen dominieren das Feld. Weder über den Zusammenhang zwischen Sprache und kognitiven Operationen noch über das Verhältnis der Sprache zum Gefühlsbereich existieren mitreißende ex-

perimentelle Ergebnisse. Beim Hören von bestimmten emotional aufgeladenen Wörtern lassen sich Aktivitäten in bestimmten Gehirnarealen nachweisen, und es gibt etwa Hinweise, dass Sprecher unterschiedlicher Sprachen Farben unterschiedlich wahrnehmen.

Spannender wird es, wenn man Zusammenhänge zwischen Sprache und Gesellschaft untersucht. So existiert zum Beispiel eine deutliche inverse Korrelation zwischen der Komplexität der Gesellschaft und derjenigen der inneren Struktur von Wörtern: Je einfacher, je weniger differenziert die Gesellschaft, desto mehr abgrenzbare und im Prinzip voneinander unabhängige Informationen vermittelt das einzelne Wort, je komplizierter die Gesellschaft, desto mehr wird das einzelne Wort zum Etikett. Im ersten Fall spielt die Zusammensetzung des Wortes eine entscheidende Rolle, im zweiten Fall ist sie nicht mehr wichtig. In einfacheren Gesellschaften ist für zwei Sprachbenutzer die Wahrscheinlichkeit eines gemeinsamen Vorwissens groß, sie können sich darauf beziehen und sich kurz fassen. Entsprechende verweisende Ausdrücke verschmelzen und werden zu Wortbestandteilen, auf diese Weise werden im einzelnen Wort mehr verweisende Informationen untergebracht. In komplexeren, stärker differenzierten Gesellschaften ist die Schnittmenge des Vorwissens zweier Sprachbenutzer geringer, die mitzuteilende Information muss extensiver, durch Benutzung einer größeren Anzahl von Wörtern und unter Verzicht auf unverständliche Verweise, entwickelt werden.

Der überwiegende Teil der Sprachphilosophie von den Ursprüngen bis in die jüngere Gegenwart hinein fasst die Sprache als eine kognitive Großstruktur auf, die dem Einzelnen übergeordnet ist und die über das in ihr verkörperte Wissen und über von ihr generierte konventionelle Praktiken den Zusammenhang der Gesellschaft stiftet. Die Möglichkeit eines präverbalen Denkens wird verworfen, es gebe kein Denken ohne private oder öffentliche Sprache. Das Bewusstsein des Menschen sei sprachlich strukturiert. Ohne sprachliche Artikulation gebe es auch keine Moral. Eine Trennung zwischen Sprache und Denken sei nicht wirklich vorstellbar.

Der Ursprung der kognitiven Großstruktur Sprache wird entweder als natürlich oder als transzendent gesehen. Bei Beschränkung auf die Immanenz entsteht Sprache evolutionär, in Analogie zur Entwicklung der biologischen Attribute des Menschen in einem darwinistischen Prozess. Der literarisch interessantere Fall ist natürlich die Transzendenz. Die theologische Variante betrachtet die Sprache als Geschenk Gottes. Das Schlüsselwort in diesem Zusammenhang ist *logos*. Die Sprache sei aus dem Wort Gottes hervorgegangen, alle logischen sowie grammatischen Operationen und das Denken überhaupt verdankten sich allein diesem Ursprung. Selbst das einfachste sprachliche Artefakt sei göttlicher Natur. In den nichttheologischen Varianten wird zwar Gott geleugnet, aber es bleibt bei seinen geheimnisumwehten Wirkungen.

Sind die säkularisierten Menschen frei, über das Geschenk aus der Transzendenz zu verfügen? Selbst die Aufklärer und ihre unmittelbaren Nachfolger verteidigten noch glühend den transzendenten Ursprung der Sprache: Zuerst war der *logos* und dann der Mensch. Aber sie sahen die Sprache auch als Ressource, als *das* universale Werkzeug der Erkenntnis. Die Sprache ermögliche es dem Menschen, Künste und Wissenschaften hervorzubringen und auf diese Weise seine Stellung im Universum zu definieren. Ein breiter Strang der Sprachphilosophie und der Literatur über Literatur – nicht zuletzt Gott selbst – verneint jedoch die Möglichkeit, dass der Mensch die Sprache als Werkzeug benutzen kann. Der Mensch sei nicht Herr der Sprache, sondern ihr Diener. Nicht der Mensch spreche die Sprache, die Sprache spreche den Menschen. Die Poesie, die Rede von Gott und von allem, was jenseits unserer Existenz ist, und als Spätkommender auch der Roman, seien nicht Früchte einer menschlichen Fähigkeit oder Fertigkeit, die darin bestünde, die Sprache zu beherrschen. Dergleichen anzunehmen wäre pure Hybris. Vielmehr regiere die Sprache den Menschen. Sie wähle einzelne Menschen aus, deren Privileg es sei, ein Sklavendasein zu führen: Der Seher, der Dichter, als neuzeitliche Kombination aus beiden auch der Romancier führe das aus, was ihm die von Gott gegebene Sprache sage.

Gemäß dem Meister aus Deutschland ist allein der Mensch in der Lage, das Problem des Seins anzugehen. Der Philosoph verlangte, dass sich der Mensch bedin-

gungslos der Sprache unterwerfe. Geschehe das nicht, gerate die unüberbrückbare Differenz zwischen Sein und Dasein, zwischen Essenz und Existenz, in Vergessenheit. Diese Seinsvergessenheit habe zu zahllosen Irrtümern geführt, darunter als die schwerwiegendsten sowohl der Humanismus als auch die Wissenschaftsgläubigkeit. Wenn sich der Mensch der Sprache nicht verweigere, höre er, wie aus ihr das Sein selbst spreche. Wahrheit ist die Selbstaussage des Seins, *alêtheia*. In der Gestalt des *logos* begegne das Sein dem Menschen und enthülle sich ihm. Diese Enthüllung sei jedoch eine so radikale, dass sie zugleich auch wieder ein Verbergen darstelle. Der Mensch sei der Hüter des *logos*, er höre auf ihn. Der Mensch *ist* nur, wenn er sich in Passivität der Ankunft der Sprache öffnet, wenn er sich aufnahmebereit der Lichtung des Seins stellt. Die Worte der poetischen Rede können jeweils nur diese und niemals andere sein, genau wie ihre Aneinanderreihung nur so und niemals anders geschehen kann. Wie die Sprache insgesamt ein Geschenk an den Menschen sei, stellten die Worte der poetischen Rede ein Geschenk an den Dichter dar. Nicht der Dichter spreche, er werde von der Sprache gesprochen. Die Sprache spreche, immer und allein sie.

Der zur selben Zeit in England erfolgreiche österreichische Transzendenzphilosoph benutzte hingegen keine ungewöhnlichen Komposita, auf sein Konto gehen auch keine Neologismen. Weil sein Begriff von *logos* zunächst die Logik war, später revozierte er, wurde er zu Unrecht als analytischer Philosoph geführt. Dabei klagte er,

alles, was er besitze, sei Prosa, die zu einem bestimmten Punkt gelange. Das Ideal seiner Sprache war eingestanden dasjenige der Dichtung. Wäre es praktikierbar gewesen, hätte er seine Untersuchungen Gott gewidmet. Den Teil seines Werkes, den er nicht geschrieben hatte, betrachtete er als den wichtigeren. Ihn trieb die Frage um: Kann der Mensch so leben, dass das Leben aufhört, problematisch zu sein? Dass er im Ewigen *lebt* und nicht in der Zeit? Aber er betrachtete diesen Wunsch nach gottgleicher Teilhabe am Unendlichen, an der Ewigkeit, auch als den eigentlichen Sündenfall. Der Wünschende musste dafür abzählbar unendlich oft bestraft werden. Als Dienerin einer Transzendenz, die sie niemals erfassen kann, sollte die Philosophie für die Bestrafung sorgen, indem sie dem Menschen per Analyse zuerst künstlicher Sprachen und später der Umgangssprache die Endlichkeit seiner Welt aufweist: dass die Grenzen seiner Sprache die Grenzen seiner Welt bedeuten.

Derselbe Philosoph hat ein gänzlich nicht-analytisches Bild für die Sprache vorgeschlagen: Man solle die Sprache ansehen als eine alte Stadt, ein Gewinkel von Gässchen und Plätzen, alten und neuen Häusern sowie solchen mit Zubauten aus verschiedenen Zeiten, umgeben von einer Menge neuer Vororte mit geraden und regelmäßigen Straßen und mit einförmigen Häusern. Die Sprachbenutzer wohnten in ihrer Sprache, einer neben dem anderen, getrennt durch tragende oder nichttragende Wände, von denen keiner angeben könne, wer sie errichtet hat.

Der Meister aus Deutschland und sein Pendant aus Österreich haben die Grenzen der Sprache behauptet, aber nicht markiert. Das ist wohl auch nicht möglich. Die Sprache zieht Grenzen, aber es scheint keine Grenzen für die Art und Weise zu geben, wie sie das durchführt. So können etwa räumliche Relationen durch ein egozentrisches oder durch ein geographisches Koordinatensystem ausgedrückt werden. Egozentrische Koordinaten hängen vom Körper des Sprachbenutzers ab, das Koordinatensystem bewegt sich mit dem Sprecher. Das geographische Koordinatensystem verwendet die Himmelsrichtungen und ist unabhängig vom Sprecher. Sprachen nicht-technischer Gesellschaften verwenden häufig ausschließlich oder schwerpunktmäßig das eine oder das andere Koordinatensystem. In den Sprachen moderner, technikbasierter Gesellschaften hat der Sprachbenutzer die Wahl. Es ist kein Zwang wirksam, sich auf ein bestimmtes Koordinatensystem festzulegen. Nur die ultimative Festlegung auf ein bestimmtes Koordinatensystem würde eine Grenze bedeuten.

In Zeiten, zu denen keine oder sehr beschränkte Aufzeichnungsmöglichkeiten existierten, verkörperten die Sprachen, so wie sie gesprochen wurden, tatsächlich einen großen Anteil des Weltwissens. Aber diese Zeiten waren schon lange vorbei, als die Philosophen die Sprache als transzendente Baulichkeit träumten. Die Sprache ist keine kognitive Großstruktur, die nur an der Oberfläche veränderlich wäre. Die Philosophen würden so gern ewig leben. Aber die Ewigkeit ist nicht durch den

Trick zu haben, Sprache mit Ewigkeit gleichzusetzen und dann in der Sprache Wohnung zu nehmen. Verfasser von Romanen und Gedichten sind gleichfalls nicht Hausbesitzer oder Mieter im Zentrum oder der Banlieue einer transzendenten Stadt. Das Bild einer steinernen Gegenwart, die sich unüberschbar aus der Vergangenheit unabsehbar in die Zukunft erstreckt, mutet mittlerweile wie Fantasy an.

Es sieht so aus, als könne man in den modernen Sprachen so ziemlich alles ausdrücken, was man will. Man muss es nur wollen. Die Linguistik zeigt auf: Die verschiedenen Sprachen unterscheiden sich weniger durch die Informationen, die der Benutzer vermitteln kann, als durch die Informationen, die er im Korsett seiner Sprache übermitteln muss. Wenn ein Amerikaner berichtet: *I was hangin' out with a friend*, dann bleibt bekanntlich erst einmal offen, ob er in männlicher oder weiblicher Begleitung war. Der Deutsche muss in derselben Situation sofort kundtun, ob er mit einem Freund oder mit einer Freundin ausging. Insofern die Sprache den Benutzer zwingt, grundsätzlich bestimmte Eigenschaften der Welt vermehrt und andere vermindert zu artikulieren, übt das natürlich Einfluss auf Denkgewohnheiten und damit auf Wahrnehmung und Erinnerung aus. Aber es werden keine Grenzen gezogen, denen man sich nur von einer Seite nähern und die man nicht überschreiten kann.